



Mariannhiller Jungmissionare fahren nach Natal.

Mariannhiller Jungmissionare fahren nach Natal

Reisebilder von P. Pius CMM.

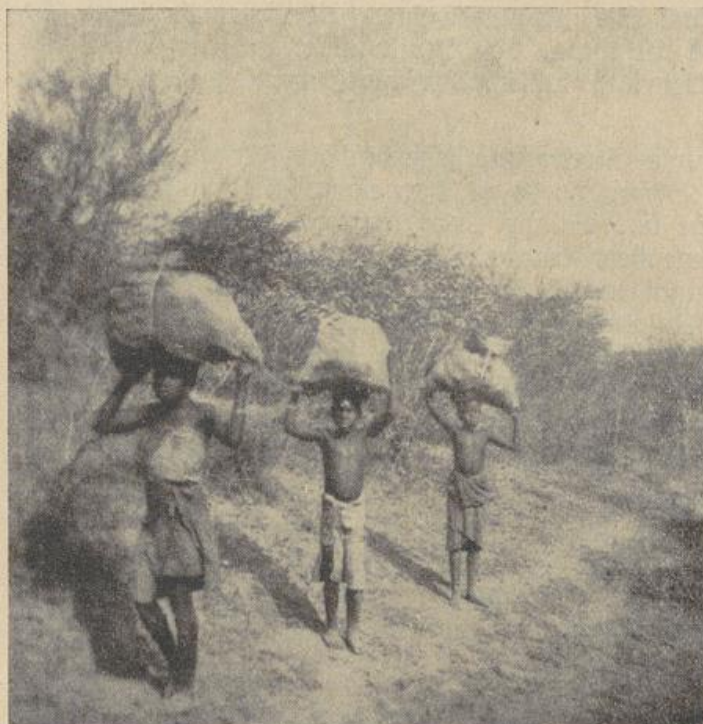
(Fortsetzung)

Am 25. April abends ist großes Abschiedsessen auf dem Schiff für die Gäste, die in Walfischbay an Land gehen und auch für alle anderen. Denn so eine kostspielige Sache will sich auch die Schiffsgesellschaft nicht zweimal leisten. Wir kommen in hochfeierlichem Aufzug — unserem grauen Reiseanzug — die hellen Tropenanzüge haben jeden Schliff verloren und sehen aus wie Sträflingsjacken! . . . Die Menschen von Welt kommen natürlich in Frack usw. Na ja, unsere Speisefarte, die für diesen Abend ganz ausgezeichnete Gerichte bot, wurde im grauen Reiseanzug mit demselben Appetit absolviert. Zur Nachspeise machten die SteWARDS einen großen Fackelzug mit Lampions, beleuchteten „Tortenglocken“ und die Süßigkeiten. Alles wurde munter und fidel als man — auseinander ging.

Am 27. April morgens steht unser Dampfer in dichtem Nebel. Drüben soll Deutsch-Südwest sein. Endlich kommen Dampfer durch den Nebel geschlichen. Wir sehen die ersten „waschechten“ Schwarzen. Sie kommen, um Menschen und Gepäck zu holen. Die Offiziere sind natürlich Weiße. Sie sitzen an den Schiffskranen und lassen die dicken Drahtseile laufen. Unten im Gepäckboot und im Gepäckraum unseres Dampfers viel Geschrei und Händegefuchtel. — Die Sonne kommt kaum durch den Nebel. Wie hatten wir uns gefreut auf das erste afrikanische Land! Jetzt wieder Nebelmeer — und garnichtsmehr! Nach der Ausladung fragen wir die Schwarzen auf Englisch, wie es geht. Ich frage einen englisch: „Schwere Arbeit, ja?“ — und der lacht und macht eine Geste auf die andern und sagt auf Deutsch: „Ja, lauter Schwerarbeiter.“ Wir haben uns dann ganz

flott in Deutsch unterhalten. Es kam mir schon etwas sonderlich vor: Der erste Eingeborene — und der redet Deutsch. Viele bekannte Gesichter gingen von der „Windhuk.“ Mit einem deutschen Ehepaar waren wir etwas bekannt vom Schachspiel her. Es waren nette Leute. Wir winkten lange und versäumten fast das Gabelfrühstück.

Endlich ging der Nebel weg. Zum ersten Mal sehen wir Afrika: Eine weiße Küste von kleiner Erhöhung, Sand, Sand, Sand . . . Gerne wären wir an Land, nach Sivakopmund. Aber



Auf dem Weg zur Mühle
Photo: P. Willehad CMM.

leider hatten wir „Windhuf“arrest. — Wir dampfen auf Kapstadt zu.

Die See geht hoch. Beim Abendessen fehlen viele. Wir haben noch ganz ausgezeichneten Appetit. Nur einer ist der Glückliche. Ein anderer von uns scheint den Fischfütternden fast zu beneiden, denn er möchte auch die Seererfahrung machen und betet daher — um Sturm. (Mit solchen Bitten möchte ich den lb. Herrgott gerade nicht belästigen?!) Immer wieder bewegte See, bewegte Szenen. Einmal haben wir ganz herzlich gelacht. Doch darüber soll man schweigen . . .

29. April: Das heißersehnte Kapstadt, wohl landschaftlich am schönsten gelegen. Ein gutgeschützter Hafen, eine hochmoderne Großstadt mit allen möglichen Gebäulichkeiten, und dahinter der wildromantische Tafelberg. Eine Stadt mit ungefähr 300 000 Einwohner, davon etwa 140 000 Weiße.

Nach unserer hl. Messe fahren wir gerade in den Hafen ein. Ein wundervolles Morgenrot auf den östlichen Bergen. Allmählich wird der über 1000 m hohe Tafelberg sichtbar; oben ist das ganze Massiv fast schnurgerade horizontal, wie abgehackt. Etwas ganz eigenartiges, wenn man die Schweizerberge gesehen hat. Und wir haben außergewöhnliches Glück. Gewöhnlich ist der Tafelberg in Wolken gehüllt. Heute ist er vollkommen frei. Zum Greifen. Es dauert ziemlich lange, bis das Schiff freigegeben wird, d. h. daß die draußen herein und die herinnen frei hinausdürfen. Auch wir haben einige Formalitäten zu erledigen. Man nimmt uns den Reisepaß ab, damit wir in der südafrikanischen Union nicht flüchtig gehen. Wir flüchten nicht, wir bleiben!!!

Gegen 10 Uhr morgens betreten wir zum ersten Mal den Boden Afrikas. Wir planen einen Besuch beim H. H. Bischof von Kapstadt, Erzelenz Hennemann. Wir wollen ihn anlären, verstehen die Sache aber nicht. Drei Pence soll man einwerfen. Hierzulande kann man nämlich den Gewünschten anrufen, kostenlos. Er hört uns aber nicht sprechen, bis man bezahlt hat, während wir ihn hören. So glaubten wir: wenn die oben im Bischofs Haus sprechen und wir sie hören, müßten sie auch uns hören. War nicht der Fall. Ein Schwarzer half noch, es ging aber trotzdem nicht. Wir gehen durch die Stadt. Alle Schattierungen von Schwarz, vom schönen Schokoladebraun bis zum Ofenrußschwarz begegnen uns. In der Stadt betäubender Verkehr. Zweistöckige Autobusse, Autos, Autos ohne Ende. In Durban z. B. soll jeder dritte Mann sein eigenes Auto haben . . . Und das heißt sich Afrika, freilich das europäisierte Afrika. Wir fragen nach dem bischöflichen Palais. Manche kennen so etwas nicht. Wir fragen nach der Kathedrale. Aber da gibt es mehrere Kathedralen. Es fällt überhaupt hier in den größeren Städten einem die große Mannigfaltigkeit der Kirchen auf. Engl. Hochkirche, Presbyterianer, Methodisten, Evang. Luth. Synagogen, Moscheen usw. usw. Und wie mag erst der Wirrwarr in der religiösen Anschauung sein?! Hier ist die Missionsarbeit bestimmt schwieriger als draußen im afrikanischen Busch.

Endlich: Bischofs Haus. Der Hochwürdigste Herr ist gerade fort. Wir warten eine halbe Stunde. Unterdessen kommen und gehen Eingeborene zum Pfarrer, der dem Empfangszimmer gegenüber wohnt. Se. Erzelenz begrüßt uns herzlich deutsch, fragt nach dem deutschen Vaterland. Er ist ein echter Sauerländer. Ein schöner weißer Vollbart umrahmt sein gütiges Gesicht. Aber man sieht es ihm an: Es ist nicht leicht, Missionsbischof zu sein.

Das Mittagessen auf dem Schiff haben wir verschnappt. Wir gehen in den nächsten Bäckerladen und kaufen uns eine Stolle Schwarzbrot, das

den „deutlichsten“ Eindruck macht, und schleichen uns in die echt südlich gehaltenen herrlichen Parkanlagen. Im Schatten verzehren wir das trockene Brot. Übrig war nichts mehr, obgleich es schlecht rutschte. Um uns fremdartige Vögel, Palmen, riesige Kakteen, bunteste südländische Blumen, dazwischen graue Eichhörnchen, wie im Märchen. Nur unser spärliches Mittagessen erinnert uns an die Wirklichkeit. Weiße, Indier, Schwarze in feinem Anzug und sorglich gehüteter Bügelfalte gehen an uns vorbei und schauen höhnisch auf uns. Bah, uns schmeckt's!

Wie zufällig stoßen wir auf das Afrikamuseum. Da sind sie drinnen: die Löwen und Tiger und Elefanten und Leoparden und Krokodile und Schlangen. Aber ganz unschuldig — mausetot. Wertvoll sind die Buschmannsmalereien. Das muß man freilich alles höchstpersönlich anschauen. Bitte!!!

Der Weg führt gegen den Tafelberg. Einige Alpfelken löschen uns den Durst. Ich staune: Hier rechts und links des Weges Eichen, Eichen, deutsche Eichen! Freilich ist der Stamm nur höchstens 2 m hoch. Sogleich beginnt das Geäst. Auf halber Höhe, wo die Autostraße wieder talwärts führt, machen wir Halt und genießen die Aussicht. Zu beiden Seiten tief unten das Meer, links noch weithingestreckt Kapstadt mit seinen Docks, seinen grünen Parkanlagen und gradlinigen Straßen, seinen Kirchen und Hochhäusern. Und gleich unter uns der südliche Afrikawald. Ein Bild, wie gemalt. Wir knipsen auch. Wandern dann in etwa 400 m einem Fußpfad entlang, Meer und Stadt unter uns. Ein Schwarzer hat soeben eine sehr giftige Schlange erschlagen. Mit aller Beredsamkeit wiederholt er seine Heldentat. Das Fell, die Haut verkauft er an den Gerber, den Kopf mit dem Gift an den Zauberer. Am Weg arbeiten viele schwarze Arbeiter an einer Autostraße. Sie lachen uns mit dem ganzen Gesicht entgegen und heben die Hand zum Gruß. — Zum Abendessen sind wir wieder auf der „Windhof.“ Fast alles wird gegessen was auf der Karte steht.

Am nächsten Tag trübseliges Wetter. P. Frassati geht in die Kathedrale, P. Faber auf die Berge, P. Sebastian und ich gehen den Strand entlang. Bald regnet es in Strömen. Er hat keinen Regenmantel und fährt mit der Tram heim. Ich bummle noch vergnügt durch die Hinterstraßen und komme an eine Moschee. Ganz interessiert suche ich den Eingang. Drinnen ist der ganze Fußboden mit feinen roten Teppichen belegt, einer am andern, so daß auf ihm gerade ein Mann in sitzender Stellung Platz hat. Der ganze Raum macht einen sauberen Eindruck. Ich stehe noch an der Hinterwand auf dem Steingang. Ein paar Meter von mir macht der „Kirchner“ die letzten Striche über die blitzblanken Teppiche. Drüben an der Vorderwand, wo ein „Altar“ oder was ähnliches stehen müßte, würde mich furchtbar interessieren. Es juckt mir in allen Nervensträngen. Schon bin ich auch halb drinnen — auf den Teppichen läßt es sich ganz angenehm stehen — und betrachtete mir den Raum des Allah, da fängt der Herr „Küster“ erst freundlich und dann ganz entrüstet an: „Meine Heere“ usw., alles unverständlich und doch verständlich; denn er hantiert mit Besen und Schaufel! Allah, Allah und sein Prophet scheinen mir nicht geivogen zu sein — und auch ihr ehrwürdiger Kirchenputzer nicht. Konnte ihn auch verstehen: Mein Mantel tropfte ganz jämmerlich, meine Schuhe waren nicht weniger naß, und zudem hatte ich sie nicht ausgezogen und den „heiligen Boden“ so betreten. Meine Mütze hatte ich, als ich die Muselmänner in ihrem Fez sah, aus Ehrfurcht wieder aufgesetzt. Da war also kein Geschäft zu ma-

chen. Was alles vorne war, weiß ich bei der Gardinenpredigt des Herrn Muselküstlers nicht mehr.

Nächste Straße: Methodisten - Kirche. Kaum war ich drinnen, wäre ich auch schon mit der Frau Küster von dorten zusammengerückt. Ob sie mich hinauswerfen oder befehlen wollte, hatte ich nicht Lust, festzustellen.

Den Bahnhof — mehr Schaufenster u. Reklame wie Bahnhof — schaute ich mir noch an. Durch und durch naß traf ich auf dem Dampfer ein. Ich merkte: Wenn es regnet, rentiert sich die Sache. Um 1 Uhr Abfahrt. Bald ist Kapstadt im Nebel verschwunden. Der erste Eindruck war dort besser als der letzte.

Von jetzt an sahen wir immer die Küste, bei Tag Berge, bei Nacht die Scheinwerfer der Leuchttürme. Wir umsegeln das Kap der Guten Hoffnung. Die See ist wieder ziemlich unruhig, aber unser Patient, P. Sebastian, ist ruhig. Ihn machen nur die Wellen krank, die von vorne kommen. Die von der Seite lassen ihn gesund. Die Mama in Altbayern hätte ihn auch schon seitlich geschaukelt, ohne daß er Beschiwerden gezeigt hätte. Was die Erziehung nicht alles macht!?

1. Mai: Ich muß an Deutschland denken. Die Maienkönigin wolle uns auch fernerhin Meeresstern sein!

Nach dem Mittagessen ist die Hafenanlage von Port Elisabeth in Sicht. Bald wird auch die Stadt deutlich. Gleich am Hafen steigt sie hoch. Jede Straße ist zu unterscheiden, jeder größere Platz, die Kirchen. Wir machen uns bereits den Marschplan. Die Landung geht selten so rasch und glatt wie hier. Fast bis an die Mauer können wir mit eigener Kraft fahren. Die kleinen Dampfer drücken uns nur „an die Wand.“ Wie überall warten schwarze Gepäckträger. Fast niemand steigt hier aus. Ausgeladen wird heute auf dem deutschen Dampfer auch nicht. 1. Mai: Nationalfeiertag. Kaum einige hundert Meter an Land — das Wetter ist afrikanisch: Blauer Himmel, freundlicher Sonnenschein. Es bannt uns ein nie gehörtes Glockengeläute. Ein naher, sehr hoher Glockenturm, den die Engländer den ersten Ansiedlern als Denkmal gesetzt haben, ist voller Glocken. Sie läuten soeben in feiner Abstimmung eine uns allerdings unbekannte Weise. Etwas noch nie Dagewesenes! Gleich steigen die Straßen an. Eine Kirche, genau wie unsere. Hätten wir nicht ganz genau zugehört, wir hätten sie nicht unter-



„Das Wandern ist des Müllers Lust . . .“

Photo: P. Willehad G.M.M.

scheiden können. Sogar die Eucharistie war auf einem Nebenalтарь, in einer ganz geschmackvollen Anbetungskirche aufbewahrt, mit Ewiglicht und Tabernakelmäntelchen. Jammersehade, daß diese Menschen nicht bei der Mutterkirche sind! Die kath. Kirche haben wir auch bald gefunden. Wir lesen: 7.30 Uhr Maiandacht. Der Besuch ist schon beschlossen.

Die Straßen werden jetzt fast hausdachsteil. Im Gehsteig sind Stufen. Kein Wunder, wenn hier ein gutes Auto höchstens eineinhalb Jahre hält. Wieder eine Menge Kirchen und Kirchlein verschiedener Sekten. Das Museum wird angeschaut, kostenlos! Wir treffen einen Württemberger mit Frau und Kinder. Letztere kamen erst vor 4 Wochen zum Hausvater. Die Frau sprach kein Wort, wohl Heimweh? Der Schlangenpark von Port Elisabeth hat Ruf. Schweren Herzens opfern wir einen Schilling. Innerhalb einer 1,30 m hohen Einfassungsmauer kriecht überall giftiges Gewürm herum. Ein Neger steht mitten drin mit Gamaschen und Lederhandschuhen. Er wirft einen Korb nach dem andern um. Ganze Ballen von Schlangen kollern heraus, heben die Köpfe, zischen und züngeln nach dem Ruhestörer und hacken machtlos aber wütend auf die dicken Gamaschen. Der Schwarze nimmt sie in die Hand, drei und vier auf einmal, läßt sie mit dem giftigen Kopf hochsteigen und nach sich schlagen. Legt die Bister auf die breite Beamtenmütze, daß sie ihm in den Hals hängen und schaut uns nur sprachlos an, nur etwas ruhiger wie wir ihn. Die Schlangen haben noch alle ihre Giftzähne. Zum Beweis nimmt er eine her, öffnet ihr das Maul, macht mit einem dünnen Zweig die Giftzähne, die eigentlich etwas wie gebogene Nadeln sind, frei und sofort tropft auch schon das Gift in dicken Tropfen auf die Erde. Nicht besonders gemütlich, aber höchst interessant. — Nach dem Abendessen gehen wir zur Maiandacht. Von der englischen Predigt, zu deren Schluß wir kamen, haben wir herzlich wenig verstanden. Wird schon besser werden?! Nachher begrüßten wir den greisen Stadtpfarrer. Er sprach etwas deutsch und war 1912 einmal in deutschen Landen.

(Schluß folgt)

Der Maimonat in der Kaffernhütte

Von P. Solanus Peteret CMM., Mariannhill

„Wo man singt, da laß dich ruhig nieder;
Böse Menschen haben keine Lieder.“ (Uhländ)

Unsere Eingeborenen sind durchweg kräftige, gute Sänger. Maimonat und Gesang, das gehört zusammen, und so übte ich die schönsten Marienlieder ein und alle mußten auch den Text auswendig lernen. Bei Abhaltung der sonntäglichen Christenlehre in der Kirche wurden diese Muttergotteslieder eingeübt. Als nun der Maimonat kam wurde jeden Tag die Maiandacht nach der hl. Messe abgehalten vor dem reich mit Blumen und Kerzen geschmückten Marienaltar. Der Maimonat hier in Südafrika gehört schon zu den Wintermonaten und am Morgen ist es kalt, da die Sonne erst kurz vor 7 Uhr aufgeht. Das auswärtige Volk kann da schlecht zur Maiandacht in die Kirche kommen und so drang ich darauf, daß die Leute ihre Maiandacht zu Hause hielten. Und wie machen die Schwarzen das? Sehr primitiv und einfach. Das Strohdach der Hütte ist im Innern ganz